

■ Drucksachen

Frauen greifen während der Pariser Kommune zum Gewehr. Auszug aus Lissagarays Geschichte des Aufstandes

■ Schwarzer Kanal

Die Grünen-Kanzlerkandidatin wolle »neue Spielregeln für die Politik«, heißt es in einem Magazin. Das riecht nach Pulver

■ Reportage

Lenins letzter Rückzugsort: Das Museum Gorki Leninskije wartet mit bedeutendster Sammlung zum Revolutionär auf

■ XYZ

Shakespeare: Wie Erich Fried als Übersetzer die revolutionären Ziele des englischen Dramatikers herausarbeitete



IMAGO/FUTURE IMAGE

»Ich will mutig sein«

Über die Folgen der Pandemie für den etablierten Kulturbetrieb und die alternative Szene, über neue Sendeformate und alte Feinde. **Ein Gespräch mit Serdar Somuncu**

Interview: Maximilian Schäffer

Ein Jahr Auftrittsverbot – wie geht es Ihnen damit?

Ambivalent, würde ich sagen. Auf der einen Seite ist es ärgerlich, 32.000 Tickets, die auf Halde liegen, nicht bespielen zu können. Auf der anderen Seite ist es eine Herausforderung, die ich auch annehme. Ich bin auch nicht ganz auf Eis gelegt, ich probiere viele neue Sachen aus, was ich irgendwie gewöhnt bin, da ich in den letzten Jahren immer wieder Pausen eingelegt habe. Vielleicht weil ich ahnte, dass das Livegeschäft irgendwann einbrechen könnte.

Wenn man bei 32.000 Tickets mit einem Gewinn von vielleicht zehn Euro pro Karte rechnet, ist man schon bei einem Batzen Geld.
Auf jeden Fall. Für mich ist das akut

finanziell weniger schlimm, ich habe die letzten Jahre gut gearbeitet, und ich habe ja noch Jobs. Viel schlimmer ist es für die Menschen, die von meiner Arbeit mit abhängen: Techniker, Lichtleute, Fahrer, Assistenten. In meiner Dokumentation »Innen/Außen« sieht man, wie viele Leute eigentlich im Hintergrund und im Umfeld solcher Auftritte arbeiten; das sind an die 50 pro Abend. Und die überleben das nicht. Die sind jetzt alle entweder auf Hartz IV oder haben sich neue Jobs gesucht, und es ist höchst unwahrscheinlich, dass sie wieder zurückkommen werden. Weil, wenn du einmal diese schmale Basis, die du dir über die Jahre hinweg in dieser Branche aufgebaut hast, verlierst, dann kannst du nicht ohne weiteres wieder bei Null anfangen, dann ist deine Existenz maßgeblich beschädigt.

Sollte es gemäß der Coronamaßnahmen irgendwann wieder möglich sein, aufzutreten, stellt sich die Frage, was aus den Klubs und Theatern

und Konzerthallen bis dahin geworden ist.

Dazu gibt es eben unterschiedliche Theorien. Die einen sagen, das wird schnell wieder vergessen sein, und die Menschen werden wieder in die Veranstaltungsstätten strömen. Die anderen sagen, das wird die nächsten zwanzig Jahre nicht mehr so werden, weil die Zuschauer einfach Angst haben. Vielleicht überleben ja auch die Veranstalter nicht. Fraglich auch, inwiefern die restliche Infrastruktur dann noch existiert. So ein Auftritt besteht ja nicht nur daraus, dass ich auf die Bühne gehe. Er ist ein hochkomplexes Gebilde an unterschiedlichen Dienstleistungen, die zusammenkommen. Wenn diese Struktur nicht mehr funktioniert, weil die Basis zerstört ist – und die Basis ist weitgehend zerstört –, dann weiß man auch nicht, wie lange das dauern wird, bis man das wieder aufbaut.

Staatlich subventionierte Theater und Opernhäuser werden bestimmt

in absehbarer Zeit wieder öffnen. Aber was ist mit unabhängigen Orten? Was ist mit Undergroundkultur? Für die gibt es in absehbarer Zeit keine Perspektive. Da kommt doch ein großes gesellschaftliches Problem auf uns zu.

Sicherlich trifft es die am schlimmsten. Einerseits die materielle Existenzbedrohung durch Corona, denn Subkultur wurde nicht über Jahre hinweg staatlich gefördert. Andererseits ist es so, dass gleichermaßen die Akzeptanz, die sich Subkultur aufgebaut hat, schwindet. In einer Notsituation gucken die Leute erst einmal, dass sie ihre eigene Existenz sichern. Für viele Menschen, die nicht zu schätzen wissen, was Kultur in ihrer Vielfalt bedeutet, ist sie verzichtbar, und je weniger staatlich subventioniert sie ist, desto unwichtiger scheint sie für diese Leute auch zu sein. Ich befürchte, es wird lange dauern, bis

Ein »hochkomplexes Gebilde«: Serdar Somuncu bei der Abschlussgala der 3. Dresdner Humorfestschauspiele »Humorzone« im Alten Schlachthof, Dresden (12.3.2017)

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

wir die Vielfalt, die wir vor der Krise hatten, danach wieder haben werden. Das wird nicht nur finanzielle Mittel erfordern, sondern auch eine Akzeptanz in der breiten Bevölkerung.

Der Staat vermittelt aktuell gern Sicherheit, indem er alles, was er selbst »hygienisch« reguliert als vertrauenswürdig verkauft. Alles Private, Eigenständige gilt hingegen als unsicher. Die Leute werden bestimmt mehr Angst haben in einen Klub zu gehen als ins staatliche Theater, wo es scheinbar medizinisch einwandfreie Hygienekonzepte gibt.

Ich habe mir abgewöhnt, mir da so pauschale Urteile zu bilden, von denen ich nicht genug Ahnung habe. Ich weiß nicht, was der Staat gerade macht.

Ich weiß es auch nicht.

Ja, diese Ungewissheit belastet uns al-

„Für die, die gerne regeln wollen, was rausgeht und was reinkommt, wird der kommerzielle Erfolg eines Unabhängigen zur Bedrohung. Deswegen meiden sie mich.“

le. Wir haben alle das Gefühl, etwas Schlimmes könnte auf uns zukommen, aber gleichzeitig scheint uns nicht angemessen, welche Maßnahmen im Moment geboten sind. Und immer nur Lockdowns zu verschärfen, den Leuten immer nur zu sagen »bleibt möglichst zu Hause«, immer nur zu sagen »keine Kontakte« – das führt auf Dauer nicht weiter. Diese Verbotsspirale, in der wir ja jetzt schon seit geraumer Zeit stecken, lässt gleichzeitig die Unzufriedenheit in der Bevölkerung wachsen.

Wenn ich heute durch Berlin fahre, dann sehe ich nur Leute ohne Maske, die auf der Straße rumstehen und mit anderen zusammen Bier trinken. Da fragt man sich dann schon, ob das Ende der Fahnenstange erreicht ist und ob die Maßnahmen noch wirken. Oder müssen wir nicht wieder zu einer Eigenverantwortlichkeit in der Bevölkerung zurückkehren, die wir mit staatlichen Maßnahmen unterstützen, indem wir den Menschen Masken oder Schnelltests zur Verfügung stellen? Der Staat kann eben nicht ins letzte Eckchen jeder Wohnung gucken und sagen: »Pass auf, da musst du dich schützen!« Wir müssen dringend zurück zur Verantwortung des einzelnen – das ist mittlerweile meine Meinung –, wenn wir auch die kulturelle Infrastruktur dieses Staats erhalten wollen.

Jeden Tag stehe ich auf und sehe in der »Tagesschau«-App nur die Gesichter der endlosen Pandemie. Meine Resilienz ist am Ende, auch finanziell bin ich am Boden. In meiner Verzweiflung frage ich mich, warum eine entschiedene Kritik an den in sich widersprüchlichen, aber autoritären Coronamaßnahmen fast ausschließlich von rechts kommt.

Wir sind sozusagen Teil eines großen Experiments, dessen Überschrift lautet: »Wie weit kann man eigentlich gehen?« Was passiert, wenn man die Leute dauerhaft Isolation aussetzt, sie ihrer Grundrechte beraubt und ihnen Restriktionen zumutet, von denen man nicht weiß, ob sie eher nützen oder eher schaden. Das Ergebnis ist, dass wir gerade alle feststellen, dass hier irgendwas kaputtgeht und wir nicht wissen, ob wir das irgendwann wieder erneuern oder heilen können oder ob das bleibt. Zweitens wird die öffentli-



Serdar Somuncu ...

... ist Kabarettist, Autor, Regisseur und Moderator. Aktuell produziert er das Internetformat »XStream Latenight«, spricht im Podcast »Schroeder und Somuncu« auf Radio eins (Berlin) und bereitet seine neues Tourneeprogramm »Das vierte Reich« vor

che Debatte über richtig und falsch sehr stark über Zuordnungen oder Zugehörigkeiten gesteuert. Bestimmte politische Richtungen haben sich bestimmte Denkweisen angeeignet, und kein Dialog findet mehr zwischen beiden Richtungen statt, aber auch keine gemeinsame Anstrengung, Lösungen zu finden. Was bleibt, ist ein Entweder-Oder, ein Beschuldigen und Schwarzweißdenken, das wir davor schon hatten und das sich durch Corona noch verstärkt hat. Solche Ersatzdebatten, die die Frage verdecken, wie wir einen gesellschaftlichen Konsens finden können, der uns aus dieser Krise herausführt, führen dazu, dass sich die Situation verschärft, dass sich die Stimmung verdüstert und wir an den Rand der Hysterie geraten. Wir sind aber nicht nur hysterisch, sondern auch depressiv und mutlos, fast so, als wären wir schon von Corona infiziert.

Am Anfang der Krise wurde immer davon gesprochen, dass der R-Wert gesenkt werden müsse, mittlerweile spricht keiner mehr drüber. In der nächsten Phase haben wir über die Verkürzung der Verdopplungszeit gesprochen – spricht keiner mehr drüber. Dann haben wir über die Zahl der Toten gesprochen, dann haben wir über die Zahl der Intensivbetten gesprochen, mittlerweile sind wir nur noch bei den Inzidenzwerten. Man sieht, nicht nur der gesellschaftliche Diskurs ist gestört, die Politik beteiligt sich gar nicht mehr daran, sie verwaltet die Krise nur noch. Und das auf eine sehr orientierungslose Weise.

In Berlin besetzen nun private Testzentren die mehr und mehr verwaiseten Einkaufspassagen und Gastronomiebetriebe. Vor kurzem bot man negativ Getesteten hier noch freies Geleit zum Einkauf. Ein Test pro Woche kostenlos, Nichtinfizierte mit den entsprechenden Geldmitteln konnten sich folglich die Ödnis mit Shopping austreiben. Was vermittelt mir das als Bürger?

Erst einmal, dass mit zweierlei Maß gemessen wird. Jeder hat mitbekommen, wie schnell die Regierung der Lufthansa neun Milliarden Euro zur Verfügung gestellt hat. Es liegt natürlich im Interesse der Wirtschaft, eine große Fluggesellschaft am Leben zu halten und damit auch Infrastruktur und das Urlaubsbedürfnis der Menschen zu bedienen. Gleichzeitig hat die Lufthansa Zigtausende Stellen gestrichen und rein profitorientiert gehandelt. Ich frage mich nun: Wenn der Staat neun Milliarden an ein Unternehmen ausschütten kann, das nur zum Teil staatlich ist, warum kann derselbe Staat nicht auch zwei Milliarden in die Hand nehmen, um subventionierte, spottbillige Schnelltests für alle auf den Markt zu werfen? Aber von uns Bürgern wird stän-

dig gefordert, dass wir solidarisch sind. Das ist paradox.

15 Jahre lang haben viele Menschen, inklusive Teile der parlamentarischen Opposition, festgestellt, dass die Regierungen unter Merkel eine absolut rücksichtslose Gesundheitspolitik durchgezogen haben. Seit 2020 fahren sie bereitwillig mit der Kanzlerin »auf Sicht«. Plötzlich zählt jeder Tote, auch für die Schlagzeilen der Boulevardzeitungen.

Es gibt große Versäumnisse auch bei der Presse, die Medien gehen höchst unverantwortlich mit der Situation um. Vor allem *Bild* und *Spiegel online*, die jetzt alles hinter eine Paywall stellen und Tag für Tag ein Ungleichgewicht bei den Menschen erzeugen – zwischen »Es wird schon alles wieder gut!« und »Es wird noch alles viel schlimmer, als wir dachten!« Hauptsächlich geht es um darum, als Profiteure der Krise Abozahlen zu steigern. Tagtäglich überlegt man, welche nächste große Angst noch stimuliert werden könnte. Aktuell geht es beispielsweise um die Wirksamkeit des Impfstoffs oder die Gefährlichkeit von Mutanten. Irgendein Institut, irgendwo, hat dann anhand irgendeiner Studie angeblich herausgefunden, dass der Impfstoff zu soundsoviel Prozent nicht wirkt oder dass man danach noch kränker ist als zuvor. Das zieht, die Leute lesen das und merken dabei zugleich, dass es sich nur um einen Clickbait handelt, weil dieser nämliche Wissenschaftler gleichzeitig sagt, dass die Wahrscheinlichkeit eigentlich nur sehr gering ist. Dieses perfekte Ungleichgewicht aus Hoffnung und Verzweiflung zur Grundlage von Entscheidungen zu machen ist der Fehler der Politik. Sie lässt sich viel zu sehr darauf ein, anhand verbreiteter Zahlen und Ängste über Entscheidungen nachzudenken. Wenn das die »größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg« ist, wieso gibt es dann keinen nationalen Krisenstab? Da muss dann nicht nur ein Wissenschaftler sitzen, sondern die besten Wissenschaftler der Republik, gemeinsam mit Kulturschaffenden und Presseleuten. Dann kann vielleicht der eine zum anderen sagen: »Halt mal den Ball flach und mach nicht noch einen NDR-Infopodcast, in dem du sagst, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass die britische oder südafrikanische Variante zu uns gelangt, sondern informiere die Leute so, dass sie auch beruhigt sind und eine Perspektive haben!«

Finden Sie Formate wie einen »Faktencheck« propagandistisch?

Ich finde alles, was im Moment im Fernsehen läuft, propagandistisch. Ich habe das Gefühl, die haben schon längst das Maß verloren. Ob das ein »ZDF Extra« ist oder eine Maybrit Illner oder eine Anne Will oder ein »RTL Aktuell« – da guckt jeder nur auf seine eigenen Zuschauerzahlen, und das ist angesichts der Krise höchst unverantwortlich. Ich will keine staatliche Kontrolle oder ein Zensurgremium haben, auch hier gilt Eigenverantwortung. Ein Julian Reichelt oder ein Peter Kloeppel muss sich doch auch mal fragen, ob das noch okay ist, was er gerade macht.

Sie selbst produzieren mittlerweile auch im Internet, »XStream Latenight« heißt die neue Show. Wieso erfolgt eine humoristische Aufarbeitung der Situation, die sich angesichts ihrer offensichtlichen Absurditäten doch anbietet, in der Öffentlichkeit kaum?

Das würde ich nicht so sagen. Es gibt Formate, in denen das aufgearbeitet wird. Von der *ZDF-»Anstalt«* bis hin zu Dieter Nuhr, die auch politisch auf gegenüberliegenden Seiten stehen. Die andere Frage ist für mich wichtiger: Wieso findet eine Show wie meine nicht auch in Medien statt, die sichtbar sind. Das hat mehrere Gründe. Ich bin durch die Art, wie ich arbeite, zu einer Persona non grata gewor-

den. Das liegt ganz häufig einfach daran, dass ich das sage, was ich denke, aber eben nicht wie ein Attila Hildmann mit psychotischem Unterton. Ich versuche immer sehr wahrhaftig und unabhängig von Auftraggebern und Institutionen zu sein, die mir Geld geben für das, was ich sage. Für die, die gerne regeln wollen, was rausgeht und was reinkommt, wird der kommerzielle Erfolg eines Unabhängigen zur Bedrohung. Deswegen meiden sie mich.

Gilt das für die Öffentlich-Rechtlichen genauso wie für die Privaten?

Das gilt für alle, die redaktionell arbeiten. Schließlich geht es entweder um »Bildung« oder um Einschaltquoten. Wenn also einer daherkommt und erst einmal sagt, was er denkt, dann bekommt der Sender Angst, seine Werbepartner zu verlieren, oder Angst davor, dass die Öffentlichkeit mitbekommt, wie sehr er seine Inhalte reglementiert. Das ist auch eine Form von Korruption. Meine Unabhängigkeit ist für viele ambivalent, einerseits ist es anziehend, weil sie sehen, dass das Publikum sich nicht beschummeln lässt – ich habe trotz weniger Werbung sehr viele Zuschauer. Gleichzeitig meidet man mich, weil ich zuviel Risiko bin. Besonders in dieser Zeit, wo jedes Wort auf die Goldwaage gelegt wird, ist jemand, der sagt, was er denkt, unangenehm unkalkulierbar.

Wie waren Ihre Einschaltquoten bei N-TV, bevor Ihre Sendung »So! Muncu!« Ende 2019 eingestellt wurde?

Sensationell gut. Alle Sendungen, die danach gekommen sind, sind total abgekackt. Wir hatten am Anfang die Position eines Außenseiters und über die Jahre hinweg die Quoten fast verdreifacht. Für diesen Sender, bei dem wir als Fremdkörper auftraten, hatten wir wirklich sensationelle Zahlen. Das war kein Showkonzept von der Stange, wir haben das von der Pike auf entwickelt, und es ist echt etwas Einzigartiges gewesen, weil Politiker, Journalisten und Künstler an einem Tisch zusammensaßen und mit einem Moderator über ein Thema gesprochen haben, der total außer Rand und Band war. So haben sich verschiedene Floskeln und Gewohnheiten bloßgestellt. Indem man die Regeln der gewöhnlichen Talkshow aushebelt, kann man Leute gut entlarven. Wir sind ja auch für den Deutschen Fernsehpreis und den Grimme-Preis nominiert worden, aber ich glaube, das war selbst denen, die uns nominiert haben, am Ende zuviel, und sie haben ein bisschen Angst vor ihrer eigenen Courage bekommen. Irgendwann dachte der Sender dann, er könnte auf uns verzichten, aber alle nachfolgenden Programme, die unseren originären Ansatz vermissen ließen, wurden reihenweise nach kurzer Zeit wieder eingestellt. Jetzt ist N-TV wieder das, was er einmal war – ein relativ dröger Nachrichtensender.

Ob Maischberger, Will oder Lanz – es ist eigentlich immer dasselbe Umfeld, immer dieselben Personen mit denselben Fragen mit denselben Antworten.

Das ist ja auch der Grund, weshalb ich aus diesen Medien letztendlich rausgegangen bin. Du kannst im Fernsehen nichts machen, ohne dass du immer mit einem Bündel von Angst konfrontiert wirst: die Angst der Redakteure, ihren Job zu verlieren, die Angst des Senders, die Zuschauer zu verprellen, die Angst der Werbekunden, die Angst der Leute, die Werbung besorgen. Und ich will nicht mit Angst konfrontiert werden, ich will mutig sein. Wir haben genug Anlass, im Augenblick mutig zu sein, aber die meisten haben das noch nicht begriffen und ruhen sich aus auf Formaten, die seit Jahren laufen und die keiner mehr sehen will. Den Mut zur Innovation haben viele nicht, und deswegen ist das Fernsehen mittlerweile auch eine Dauerschleife von Belanglosigkeit.

Revolutionäre ■ Prosper-Olivier Lissagary

Frauen greifen zum Gewehr

Gleichberechtigung auch an den Waffen ist 1871 eine Forderung an die Pariser Kommune:
Auszug aus Lissagarays Geschichte des Aufstandes

Durch die Straßen von Paris, über die stillen Boulevards, marschiert ein Bataillon von hundert Mann. Es kommt aus dem Feuer oder zieht hinaus. Eine Frau marschiert mit. Ein Vorübergehender grüßt. Die Männer ergraut und blond, die Kämpfer vom Juni 1848 und die Pioniere der Zukunft. Oft marschiert der Sohn an der Seite des Vaters.

Diese Frau, die da grüßt oder mitmarschiert ist die kühne, echte Pariserin. Das feile Luxusweibchen, das im Pfuhl des Kaiserreichs geboren wurde, ist mit seiner Kundschaft nach Versailles gezogen oder macht bei den Preußen in Saint-Denis Geschäfte. Geblieben ist die starke, hingebende Frau, die zu sterben weiß, wie zu lieben. Die Gefährtin der Arbeit, die Gefahr und Tod teilt. »Wenn das französische Volk nur aus Frauen bestünde, wie furchtbar würde es dann sein!« schrieb der Korrespondent der Times. Am 24. März sagte ein Förderer der Bourgeoisbataillonen vom I. Bezirk ein Wort, das sie dazu brachte, ihre Waffen niederzulegen: »Glaubt mir, ihr könnt nicht standhalten, denn eure Frauen weinen, unsere aber haben keine Tränen.«

Sie hält ihren Mann nicht zurück, im Gegenteil, sie treibt ihn ins Gefecht, sie bringt ihm Wäsche und Essen nach dem Schützengraben wie nach der Werkstatt. Viele wollen nicht mehr zurückkehren und greifen mit zum Gewehr. Am 4. April schießen sie mit am Plateau von Châtillon. Die Marketerinnen tragen das einfache Arbeitskleid. Eine von ihnen, die Bürgerin Lachaise, hat am 3. April bei Meudon den ganzen Tag auf dem Schlachtfeld zugebracht und fast ganz allein, ohne Arzt, die Verwundeten betreut.

Im X. Bezirk lässt ein Frauenkomitee eine Proklamation anschlagen: »Es heißt siegen oder sterben. Ihr, die ihr sagt: Was schert uns der Triumph unserer Sache, wenn wir die verlieren müssen, die wir lieben, – wisst, dass das einzige Mittel, die zu retten, die euch teuer sind, ist, sie in den Kampf zu schicken.« Die Frauen fordern von der Kommune Waffen, verlangen, in den Kampf geführt zu werden, und spre-



chen ihren Abscheu über Feiglinge aus.

Eine junge Russin von hoher Abstammung, gebildet und reich, sie nannte sich Dmitriewa (Pseudonym der russischen Revolutionärin Jelisaweta Tomanowskaja, geb. Kuschelewa, 1850–1910 oder 1918, 1868 Mitbegründerin der russischen Sektion der I. Internationale, kämpfte in Paris auf den Barrikaden und floh nach der Niederlage der Kommune nach Russland, hei-

ratete und musste mit ihrem Mann in die Verbannung. Am 8. März 2007 wurde in Paris ein Platz nach ihr benannt, jW), war die (Anne-Josèphe) Théroigne (de Méricourt, 1762–1817, trat während der Französischen Revolution für die Gleichstellung der Frauen und deren Bewaffnung ein, jW) dieser Revolution. Und dann Louise Michel (1830–1905, französische Autorin und Anarchistin, jW). Diese Lehrerin aus

dem XVII. Bezirk, die so sanft und guldig zu den Kindern war und von ihnen angebetet wurde, war für die Sache des Volkes zur Löwin geworden. Sie hatte ein Korps von Helferinnen gebildet, die auf dem Schlachtfeld den Verwundeten die erste Hilfe brachten und in den Hospitälern die Pflege der Genossen übernahmen.

Die Provinz begann, Paris für uneinnehmbar zu halten, trotz der Depeschen des Herrn (Adolphe) Thiers (1797–1877, seit Februar 1871 »Chef der Exekutive«, jW), der am 3. April verkündete: »Dieser Tag ist entscheidend für das Schicksal des Aufstandes«; am 4. April: »Die Aufständischen haben heute eine entscheidende Niederlage erlitten«; am 7. April: »Dieser Tag ist entscheidend«; am 11. April: »Gegen die Aufständischen werden unwiderstehliche Mittel ins Werk gesetzt«; am 12. April: »Die Aufständischen flohen Hals über Kopf davon; man erwartet den entscheidenden Augenblick«; am 15. April: »Wir wollen diesem Bürgerkrieg durch ein entscheidendes Unternehmen ein Ende setzen«; am 17. April: »Wir vermeiden weiterhin kleine Aktionen bis zum entscheidenden Angriff«. Trotz all dieser entscheidenden Erfolge und unwiderstehlichen Mittel musste sich die Versailler Armee immer nur mit den Pariser Vorposten herumschlagen, und ihre einzigen Siege errang sie gegen die Häuser der Vororte. In der Umgebung der Porte Maillot, der Avenue de la Grande Armée, der Ternes, flammten immer wieder neue Feuersbrünste auf. Asnières und Levallois zerfielen in Trümmer. Die Einwohner von Neuilly saßen ausgehungert in ihren Kellern. (...)

Um eine wirkliche Macht zu erhalten, schickte Thiers Jules Favre (1809–1880, 1870/1871 französischer Außenminister, jW) in das deutsche Hauptquartier, damit er Bismarck etwas vorheule. Der Preuße gab ihm 60.000 Gefangene zurück und autorisierte seinen französischen Kollegen, die Zahl der Soldaten vor Paris, die nach dem Wortlaut der Friedensbedingungen 40.000 nicht überschreiten durfte, auf 130.000 Mann zu erhöhen.

Die Frauen fordern von der Kommune Waffen, verlangen, in den Kampf geführt zu werden, und sprechen ihren Abscheu über Feiglinge aus: Fotomontage der Tageszeitung L'Humanité

Prosper-Olivier Lissagary: Histoire de la Commune de 1871, Brüssel 1876. Hier zitiert nach: Lissagary: Der Pariser Kommune-Aufstand. Soziologische Verlagsanstalt, Berlin 1931, Seiten 212–215

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Euphorie im Medienbataillon

Die Kanzlerkandidatin der Grünen, Annalena Baerbock, ist u. a. Mitglied in verschiedenen Einflussorganisationen wie dem German Marshall Fund, dem Forum of Young Global Leaders des Weltwirtschaftsforums, dem Europa/Transatlantik-Beirat der Heinrich-Böll-Stiftung und dem Parlamentarischen Freundeskreis Berlin-Taipeh. Diese Kampftruppe gegen die Volksrepublik China strebt die Anerkennung Taiwans an, Baerbock ist stellvertretende Vorsitzende. Für die US-Strategie – Druck und Krieg gegen Russland überlassen wir den Westeuropäern, dafür helfen sie uns gefälligst beim Aufmarsch gegen China auch militärisch – bringt sie perfekte Voraussetzungen mit. Friedenspolitik ausgeschlossen.

Die Euphorie im bundesdeutschen Großmedienbataillon kennt nach ihrer Nominierung daher keine Grenzen. Stern-Chefredakteurin Anna-Beeke Gretemeier verordnet ihrem Wartezimmerblatt einen Baerbock-Titel und fabuliert, »das erste

Mal in diesem beginnenden Bundestagswahlkampf geht es plötzlich um Inhalte und nicht nur um Personen und deren Umfragewerte«. Was sie mit der Personenkultausgabe ihres Magazins folgerichtig gleich wieder ändert. Unter der Schlagzeile »Endlich anders« heißt es denn auch vorn auf dem Heft, die Grünen-Chefin wolle »neue Spielregeln für die Politik«. Wenn das über Grüne geschrieben wird, riecht es nach Pulver. »Neue Regeln« – das ist blutige alte Joseph-Fischer-Tradition der Partei: Grundgesetz, Völkerrecht? Grüne folgen dem Spontidekret: legal, illegal, schießegal. Was kümmern Tote durch deutsche Bomben oder Schießsprügel? Die neuen Spielregeln dürften so aussehen, wie am vergangenen Wochenende in der Beilage dieser Zeitung von Maxi Wunder formuliert: »Mit lautlosen Elektropanzern und atomaren Sprengköpfen aus fair gehandeltem Uran gegen Russland, nach dem Motto: »achtsam morden.««

Baerbock, hat der Stern herausgefunden,

verspreche »bei allen Differenzen im Programm den kleinsten stilistischen Bruch mit der Ära Merkel. Sachlichkeit schlägt Vision. Sicherheit schlägt Abenteuer.« Denn auf den Stil kommt es an. Nicht einfach losballern, sondern zuvor die Bombenstimmung herbeireden und -schreiben. Etwa an der Seite eines durchgeknallten Ostlandreiters wie dem grünen EU-Parlamentarier Reinhard Bütikofer. Mit ihm zusammen veröffentlichte Baerbock am 29. September 2020 einen Gastbeitrag in der FAZ unter dem Titel: »Wir können Nord Stream 2 noch stoppen«. Die USA wollen schließlich ihr Frackinggas loswerden, da helfen die Grünen gern. Der Stern verkündet also: »Grün hat die Macht zum Mainstream!« Als wäre die Partei je etwas viel anderes gewesen: Für Sozialismus hinter den sieben Bergen durften ihre Gründer in den 70ern und 80ern stets sein, da blieb die Monatsüberweisung von zu Hause nicht aus, wehe aber, sie hatten mit dem Sozialismus vor der Haustür in der DDR und weiter östlich

etwas am Hut. Auf der Spur des Geldes zu bleiben gehört zur Grünen-DNA. Die einstigen »Flügel« der Partei, die »Realos« und die »Fundis«, hatten da wenig Differenzen. Auf dem Weg zur Kanzlerkandidatur soll es jetzt laut Stern »den heißesten Konflikt« darüber gegeben haben, »ob Globuli künftig noch von der Kasse bezahlt werden sollen«. Na klar sollen sie das. Wenn sie biodynamisch-gewaltfrei gezüchtet und bei Vollmond geerntet werden.

Solcher Wunderwirtschaft kann sich das deutsche Topmanagement nicht verschließen. Die Wirtschaftswoche verkündet am Mittwoch, 26,5 Prozent der Führungskräfte bevorzugten Baerbock vor Christian Lindner (FDP) und Armin Laschet (CDU). Michael Hüther, Chef des »arbeitgebernahen Instituts der deutschen Wirtschaft«, erteilt im Stern-Interview den Grünen den Ritterschlag und ernennet sie zu »in viele Richtungen anschlussfähig« – für Bürger und für die »Industrie«. Das stets Gleiche heißt nun »endlich anders«.

»Neue Regeln« – das ist blutige alte Joseph-Fischer-Tradition der Partei: Grundgesetz, Völkerrecht? Grüne folgen dem Spontidekret: legal, illegal, schießegal. Was kümmern Tote durch deutsche Bomben oder Schießsprügel?



Bilder aus dem Archiv des Museums in Gorki Leninskije: Lenin bei einem Spaziergang im Jahr 1922

W. LOBODA/STAATLICHER HISTORISCHER MUSEUMSKOMPLEX »GORKI LENINSKIJ«

Lenins letzter Rückzugsort

Das Museum in Gorki Leninskije wartet mit bedeutendster Sammlung zum Revolutionär auf. Einblick in sowjetische Gründungsgeschichte. **Von Andrei Daultsev**

Der Landsitz Gorki, auf dem Wladimir Iljitsch Lenin die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, gilt heute als der wichtigste Erinnerungsort an den russischen Revolutionär. Ein schmaler Landweg führt von der Kaschirskoje-Chaussee nach Gorki. Dieser ehemalige Adelssitz, etwa zehn Kilometer von Moskau entfernt, wurde im Oktober 1918, ein Jahr nach der Oktoberrevolution und ein halbes Jahr nach Verlegung der Hauptstadt aus dem belagerten Petrograd nach Moskau, als Landsitz für den Gründer des Sowjetstaates ausgewählt.

Die Ärzte hatten darauf bestanden, dass Lenin sich dort von seiner Verwundung erholen solle, denn am 30. August 1918 hatte ihn die Konterrevolutionärin und Anarchistin Fanni Kaplan niedergeschossen, er überlebte das Attentat nur durch Zufall. Lenin sollte den Kreml, wo er zuvor zusammen mit seiner Frau Nadeschda Krupskaja und anderen Revolutionären gearbeitet und gelebt hatte, verlassen und im Vorort von Moskau wieder zu sich kommen. Bekannt für seine äußerste Askese, hatte Lenin das Landgut Gorki nach zwei Kriterien ausgewählt: wegen seiner Nähe zu Moskau und wegen einer Telefonleitung, die das Dorf mit der Stadt verband.

Vor der Revolution gehörte der Landsitz Sinaida Morosowa-Reinbot, Witwe des Mäzenen Sawwa Morosow. Zuerst kam Lenin an Wochenenden dorthin, aber ab dem Winter 1921/22, mit dem Beginn seiner Krankheit, verbrachte er die meiste Zeit dort. Nach seinem Tod wurde das Anwesen bis 1949 von der Familie seines Bruders Dmitri Uljanow bewohnt.

Der Staatliche Historische Museumskomplex »Gorki Leninskije« wurde am 25. Todestag von Lenin im Januar 1949 eröffnet. In den Jahren 1961 bis 1962 sanierten die Architekten Witali Dolganow und Galina Mechanoschina das Museumsgebäude. Zwischen 1980 und 1987 wurde nach einem Entwurf der Architekten Leonid Pawlow und Lidija Gontschar ein zusätzliches Museumsgebäude mit einer Fläche von 6.000 Quadratmetern gebaut.

Bis zum Niedergang der Sowjetunion gehörte der Landsitz Gorki zu den Außenstellen des Zentralen Lenin-Museums in Moskau. Die Anlage umfasst heute eine Dauerausstellung in den Räumen des Gutshauses, in denen Lenin in den letzten Monaten seines Lebens lebte und arbeitete, ein Museum für Bauernkultur, das wissenschaftliche Zentrum »W. I. Lenin« und die Ausstellung »Lenins Arbeitszimmer im Kreml«.

Gorki verfügt über die bedeutendste Sammlung von Gegenständen des Revolutionärs: Im Museum befindet sich ein Rolls-Royce-Automobil (von Arbeitern des Putilow-Werks zum Schneewagen umgebaut), das von der Zarenfamilie requiriert worden war und mit dem Lenin aus Gorki nach Moskau gefahren wurde, eine große Bibliothek, Schreibmaschinen und Telefone. Die Ausstellung umfasst eine Sammlung von Dokumenten, Fotos, Plakaten, Bannern, Büchern und Abzeichen. Es sind handschriftliche Texte von Lenin, Josef Stalin, Nadeschda Krupskaja, Maxim Litwinow, Feliks Dzierzynski, Pjotr Kropotkin, Nikolai Podwojski, Grigori Petrowski, Nikolai Krylenko, Anatoli Lunatscharski, Alexandra Kollontai und anderen Revolutionären ausgestellt.

Die Ausstellungsstücke spiegeln die Tätigkeit der bolschewistischen Partei, der ersten sowjetischen Regierung und der Sowjets wider. Sie geben aber auch Auskunft über Details aus dem Alltag von Lenin: Als 1921 – in der Zeit der großen Inflation – ein Straßenbahnticket in Moskau ca. 100.000 Rubel kostete, betrug das monatliche Gehalt des sowjetischen Staatsoberhauptes etwa vier Millionen Rubel. Lenin und Krupskaja ernährten sich überwiegend von Brot, Brei und

Eiern – Fleischgerichte gab es nur zweimal im Monat.

Das Herzstück der aktuellen Sammlung bildet das Arbeitszimmer von Lenin, das 1994 aus dem Kreml nach Gorki verlegt worden war. Dieses Arbeitszimmer und die Wohnung im Kreml, die 1954 für das Publikum geöffnet wurden, waren Anfang der 1990er Jahre, als eine groß angelegte Sanierung des Museums im Kreml begann, von der Auflösung bedroht. Nachdem sich der damalige russische Ministerpräsident Wiktor Tschernomyrdin eingemischt hatte, konnte die Sammlung mit mehr als 42.000 Gegenständen gerettet werden und wurde mitsamt dem Lenin-Denkmal des Bildhauers Weniamin Pintschuk nach Gorki gebracht.

Aufgrund der beengten Räumlichkeiten war es unmöglich, das Arbeitszimmer genau zu kopieren. Dennoch war es Anliegen der Museumshüter, den Geist von Lenins Arbeitszimmers in Moskau in der neuen Umgebung wiederzugeben. Pläne der Kremlräume, Bildmaterial, Memoiren und künstlerische Darstellungen dienten als Quellen. 1995 wurden das nachgebildete Arbeitszimmer und Lenins Kremlwohnung in einem Nebengebäude des Gutshauses fürs Publikum eröffnet.

So können Besucher heute Räume besichtigen, die mit Lenins Tätigkeit als Oberhaupt des Sowjetstaates verbunden waren: das Arbeitszimmer, in dem Orson Wells Lenin einst interviewte, die Karte des Elektrifizierungsplans für Sowjetrußland, die private Bibliothek, bestehend aus mehreren tausend Büchern kommunistischer, zeitgenössischer und wissenschaftlicher Literatur, den Sitzungssaal des Politbüros der KPdSU(B) und des Rats der Volkskommissare (1918–1954) sowie die Telefonzentrale im Kreml.

Auf der Trauerallee in der Nähe des Museums wurde 1958 eine Plastik von Sergej Merkurow aufgestellt, die den Trauerzug mit Lenins Sarg darstellt. Sie wurde durch die berühmten Verse von Wladimir Majakowski inspiriert:

Nie glitt
ein teureres Frachtgut
über die Meere,
als hier
auf dem Rücken von Trauermärschen
des roten Sarges
unsäglich
Schwere
zum Gewerkschaftshaus,
das die Fahnen beherrschten.
(Nachdichtung von Hugo Huppert)

Besonders interessant ist das von Pawlow und Gontschar entworfene moderne Museumsgebäude, das anlässlich des 70-jährigen Jubiläums der Oktoberrevolution 1987 eröffnet wurde. Pawlows Projekte zeichnen sich durch klare Formen und einen schlichten Stil der sozialistischen Moderne aus.

Der Eingang zum Museum ist von einem Portikus gerahmt. Er ist von der vorderen Gebäudefassade, gebildet von drei Marmorwürfeln, zurückgesetzt und durch ein kleines Vordach mit ihr verbunden. Das Bauwerk, das an den Trajan-Kiosk auf der Insel Philae in Südägypten erinnert, hat die Form eines zu einer Seite hin geöffneten Würfels. Der Besucher betritt eine dunkle Halle mit einer niedrigen Decke aus Messingwürfeln. Dem Blick eröffnet sich ein mit einem roten Teppich ausgelegtes und von Fackeln beleuchtetes Treppenhaus. Die Treppe führt in einen kreisförmigen Saal mit einer Skulptur Lenins in der Mitte. Hinter der Figur hängt ein rotes

Banner. An der halbrunden Marmorwand hinter der Plastik sind Lenin-Zitate, die ersten fünf Dekrete der Sowjets auf Goldtafeln und eine Landkarte mit dem »Siegeszug der Sowjetmacht durch Rußland« zu sehen.

Das Museum in Gorki sollte nicht nur eine weitere Außenstelle sein: Es sollte zur wichtigsten Gedenkstätte des Landes werden. Daher entwarf der Künstler Wladimir Korotkow interaktive und multimediale Komponenten, die Besucher in ihren Bann ziehen sollen. Die Hauptausstellung besteht aus fünf Teilen, die verschiedenen Lebensabschnitten des Revolutionärs gewidmet sind. In der Mitte eines jeden Saals steht ein schwarzer Glaswürfel, der über Lenins Tätigkeit informiert: Die Führung durch die Dokumentenausstellung erfolgt anhand von Tonaufzeichnungen berühmter sowjetischer Schauspieler. Das Multimediasystem wird von einem Macintosh-Computer aus gesteuert, den Apple 1984 an die sowjetische Akademie der Wissenschaften überreicht hatte.

Den Innenraum zeichnet eine feierliche und zugleich bedrückende Atmosphäre aus. Sie soll die Freude über den Sieg der Revolution, zugleich aber auch die Trauer über den Tod von Lenin ausdrücken. Die Gestaltung spielt auf die altägyptische Architektur an und gibt den Geist des Lenin-Mausoleums in Moskau wieder.

Das Gebäude an sich ist nicht so sehr ein Museum, als vielmehr ein Tempel. Architekt Pawlow schrieb darüber folgendes: »Am Ende meines Lebens habe ich einen Parthenon gebaut. Während der Bau des Mausoleums auf dem Roten Platz die Sowjetära in der Architektur eröffnete, wurde mein Lenin-Museum zum letzten sakralen Bau der Sowjetzeit.« Pawlow schrieb diese Zeilen Mitte der 1990er Jahre nachdem die Sowjetunion zusammengebrochen und Rußland am Boden war.

Die Zeit ist jedoch nicht stehengeblieben, und Lenins Name ist in Rußland wieder populär: Heute kommen Millionen Touristen aus China, Vietnam, Spanien und aus lateinamerikanischen Ländern wie Kuba nach Gorki. Dank der aufopferungsvollen Arbeit der Museumsmitarbeiter konnte die Gedenkstätte für den Mann, der »rührte an den Schlaf der Welt« (Johannes R. Becher), gerettet werden.



Lenin 1922 mit seiner Hündin Aida



Lenin 1922 mit seiner Frau Nadeschda Krupskaja

In der Verlag 8. Mai GmbH erscheint vierteljährlich das Magazin für Gegenkultur *Melodie & Rhythmus (M&R)*. Für die Produktion des Heftes suchen wir einen

Mediengestalter (w/m/d)

Viermal im Jahr wird eine Produktionswoche angesetzt, diverse Arbeiten sind in der jeweiligen Vorwoche zu erledigen. **Die Bezahlung erfolgt auf Honorarbasis.**

Aufgaben:

- Gestaltung des Magazins *Melodie & Rhythmus* nach Designvorgaben
- Satz von Autorenbeiträgen, Einpflegen von Textkorrekturen
- Bildbearbeitung und Composingarbeiten
- Überprüfen von Anzeigendateien
- Druckdatenerstellung, -überprüfung und -versand über FTP
- Erstellung von interaktiven PDF-Dateien
- Sicherung und Archivierung des Datenmaterials
- Mitwirken beim Erarbeiten der Jahresplanung und der Heftkonzepte

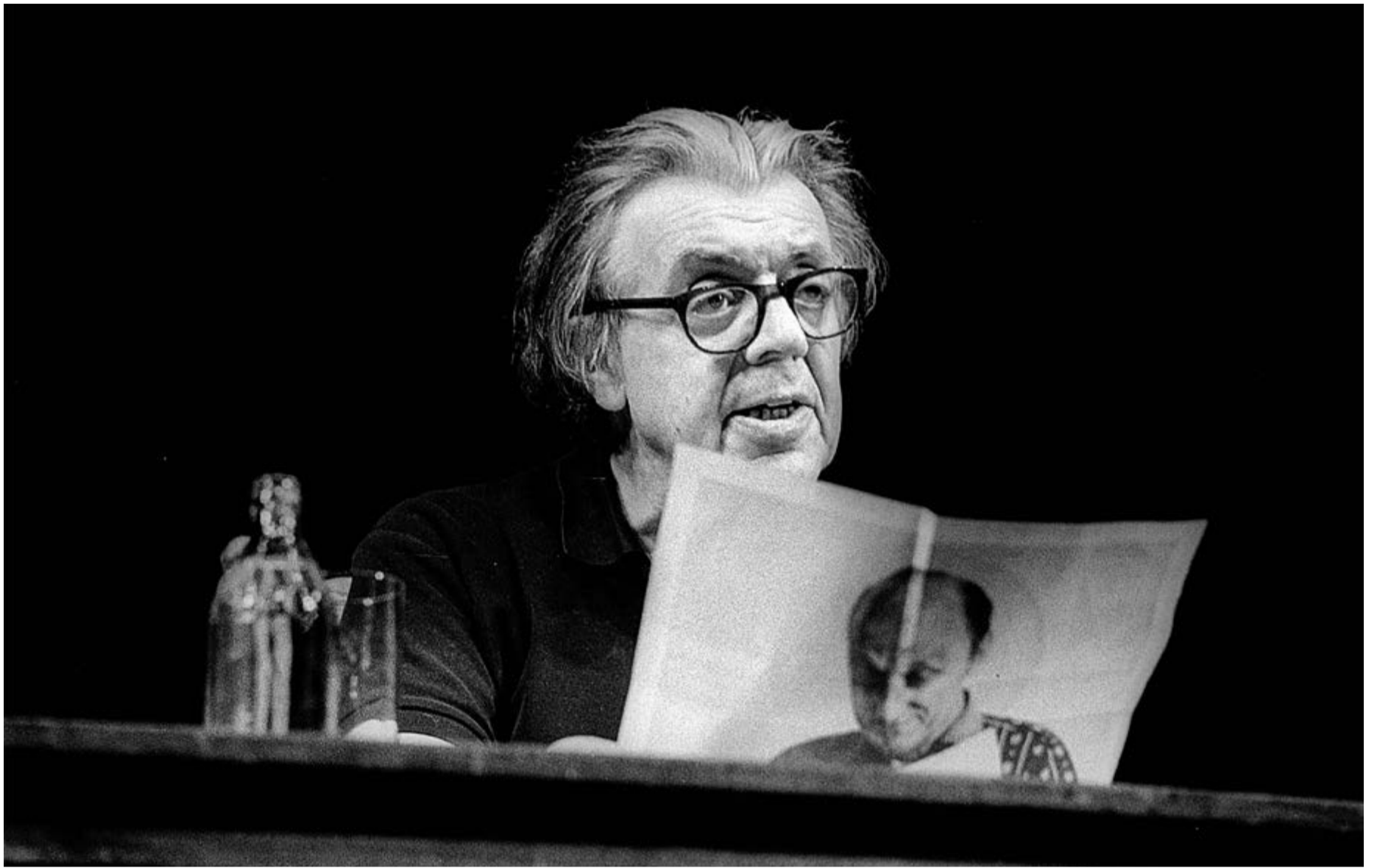
Anforderungen:

- abgeschlossene Berufsausbildung zum Mediengestalter oder Studium im Bereich Grafik-/Kommunikationsdesign (erwünscht)
- Berufserfahrung (von Vorteil)
- sicherer Umgang mit der Adobe Creative Cloud, vor allem Adobe InDesign
- hohes typografisches Gespür
- professionelle Bildbearbeitung und Retusche mittels Adobe Photoshop
- selbstständige, präzise und strukturierte Arbeitsweise
- Lernbereitschaft und starke Teamfähigkeit

Vollständige Bewerbungsunterlagen mit aussagefähigen

Arbeitsproben bitte an:

Verlag 8. Mai GmbH
Brigitte Jelkmann
Torstraße 6
10119 Berlin
oder per Mail an
bj@jungewelt.de



Vor dem Hintergrund eigener Erfahrung: Erich Fried hatte das richtige Gespür für Shakespeare (auf einer Lesung in der DDR, 16.10.1988)

Shakespeare die Hand reichen

Wie Erich Fried als Übersetzer die revolutionären Ziele des englischen Dramatikers herausarbeitete. **Von Jenny Farrell**

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Shakespeare in Deutschland immer wieder übersetzt, wobei die Nachdichtungen von Schlegel und Tieck herausragen und das Shakespeare-Bild der Deutschen bis heute prägen. Trotz aller poetischen Brillanz verfehlen sie jedoch teilweise historische Bedeutungen, verschönen, glätten und verhüllen, wo es Shakespeare um Deutlichkeit ging. Für Linke ist es sicher von Interesse, dass auch Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath an Shakespeare-Übersetzungen im 19. Jahrhundert arbeiteten. Shakespeares revolutionäres Potential war deutlich und sollte produktiv gemacht werden. Um dieses Radikale sowie um einen modernen, les- und sprechbaren Shakespeare ging es auch einigen großen Übersetzern des 20. Jahrhunderts. Zu diesen zählt Erich Fried.

Fried wurde am 6. Mai 1921 in eine jüdische Familie in Wien geboren, wo er auch aufwuchs. Seine Freude am Schreiben und am Theater entdeckte er bereits in der Jugend, die 1938 mit dem Einmarsch der Wehrmacht jäh zu Ende war. Die Gestapo ergriff und ermordete seinen Vater, Fried floh nach England, wohin er seine Mutter und viele weitere Personen nachholen konnte. In London fand er als Gelegenheitsarbeiter Beschäftigung und trat dem »Freien Deutschen Kulturbund«, »Young Austria« sowie später dem

»Kommunistischen Jugendverband« bei. Nach dem Krieg arbeitete Fried bei verschiedenen Zeitschriften und von 1952 bis 1968 beim deutschsprachigen Dienst der BBC. Er kündigte diese Stellung 1968 aufgrund der unveränderten antikomunistischen Positionen des Senders. Letztendlich blieb Fried jedoch bis zu seinem Tod 1988 in London ansässig und ist auch dort begraben.

Ab 1963 gehörte er der »Gruppe 47« an, und in diese Zeit fielen auch die ersten Übersetzungen von Shakespeare. Frieds Übersetzertätigkeit hatte bereits 1954 mit dem Hörspiel »Unter dem Milchwald« des Walisers Dylan Thomas begonnen. Insgesamt übertrug Fried 27 Shakespeare-Dramen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte es keine Überset-

zung geschafft, die von Schlegel/Tieck zu überflügeln. Fried hatte Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts den großen Vorteil eines tiefen Verständnisses der englischen Sprache und einer profunden Kenntnis englischsprachiger Dichtung.

Fried bemühte sich in allen seinen Nachdichtungen um größtmögliche Treue zum Original. Gleichzeitig war er sich der langen deutschen Tradition von Shakespeare-Übersetzungen sehr bewusst und befand sich mit ihr im Dialog. Viele vorgegangene Nachdichter konsultierte er bei seiner eigenen Arbeit. Ziel war es, der ursprünglichen Bedeutung des Originals inhaltlich wie auch formal so nahe wie möglich zu kommen. Dabei geht es also sowohl um historische Angemessenheit wie auch einen originalgetreuen Stil, Fried war bestrebt, Blankvers in Blankvers, Prosa in Prosa und Reime in Reime zu übertragen. In seiner moderner Sprache tritt der radikale Inhalt Shakespeares für ein heutiges Publikum weit deutlicher hervor. Sein politisches Bewusstsein schärfte sein Bewusstsein für Shakespeares revolutionäres Potential. Frieds hochentwickelter Sinn für ästhetische, verdichtete Sprache ermöglicht den Zugang zu Shakespeare auf dieser essentiellen Ebene und seine angemessene Übertragung in ein modernes Deutsch.

»König Lear«

Als König Lear von seinen Töchtern verstoßen wird und die ihm bekannte Gesellschaft verlässt, erscheint er auf der Heide als jemand, der alles verloren hat, als ein nackter Mensch. Wie auf der Heide wütet auch in Lears Kopf ein Unwetter. Mitten in diesem heftigen Sturm, unter den Armen und »Verrückten« gewinnt Lear ein tiefes Verständnis für die Elenden. Bevor er die Schutzhütte betritt, betet er »Ihr Armen, / So ohne Haus«, für die Besitzlosen, die Obdachlosen. Er erkennt:

*Arme Nackte, ihr,
Wo ihr auch seid, die diesen Sturm
erdulden,
Wie sollten eure Köpfe ohne Haus
Und eure hungrigen Leiber und die
Lumpen,
Die voller Löcher sind, euch jetzt
beschützen,
Bei solchem Wetter? Ach, das hab ich
früher*

*Zu wenig überlegt; nun nehm ich
Medizin,
Indem ich selbst fühl, was die Armen
fühlen,
Damit ich ihnen meinen Überfluss
Noch einmal abtret und gerechter bin.
(III, 4, Bd. 3, S. 186)*

Noch spricht er im Blankvers, doch kurz darauf, nachdem er auf den als wahnsinnigen Bettler verkleideten Edgar trifft, verliert auch Lear den Verstand und spricht in Prosa, der von Shakespeare eingesetzten Rede für Personen der unteren Stände und Verrückte – gleichwohl Lears Einsichten zunehmend rational werden. Shakespeare bringt wie so oft die Wahrheit entweder durch den Humor des Narren oder in der Narrenfreiheit des Wahnsinns zum Ausdruck. Lear hat Mitleid mit dem praktisch nackten und augenscheinlich verrückten Edgar und begreift ihre gemeinsame Menschlichkeit:

*Du lägst besser im Grab, als so nackten
Leibes die Wut des Himmels auszuhalten.
Ist der Mensch nicht mehr als das? Seht
ihn euch gut an: Du schuldest der Raupe
keine Seide, dem Tier kein Fell, dem Schaf
keine Wolle, der Bisamkatze kein Mo-
schus. – Ha! Drei von uns sind verfälscht;
du bist das Ding an sich! Und zugerichtet
von der Zivilisation ist der Mensch nicht
mehr als so ein armes, nacktes, zwei-
zinkiges Tier wie du. Weg, weg mit allem
erborgten Zeug! Los da, aufgeknöpft! (Er
reißt sich die Kleider vom Leibe)
(III, 4, Bd. 3, S. 187)*

»Hamlet«

Ähnlich verdeutlicht Shakespeare bei Hamlet durch dessen Redeweise, mit wem er gerade »narrisch« spielt und mit wem nicht. Hamlet unterscheidet zwischen den Menschen, denen er vertrauen kann und denen, deren Loyalität dem Königshof gelten und denen er deshalb misstrauen muss. In der Rolle dessen, der den Verstand verloren hat, spricht Hamlet in Prosa und kann Wahrheiten aussprechen, was ihm in seiner Prinzenrolle nur mit Verbündeten möglich ist. Sehr deutlich wird das in Akt III/1, wo er, sich allein wählend, im Blankvers seinen berühmten Monolog spricht

*Sein oder Nichtsein dann, das ist die
Frage:
Was ist das Edlere, im Geist zu dulden*

Filmschau und Gala
Samstag 8. Mai 2021

ERICH
FRIED

jungewelt.de/erich-fried

Schleuder und Pfeil des rasenden
Geschicks, –
Oder sich waffnen, einem Meer von
Plagen

Trotzen und so sie enden?
(III, 1, Bd. 2, S. 414)

Gleich nach diesem Monolog tritt Ophelia hinzu, der Hamlet nicht mehr vertraut, da er meint, ihre Treue gehöre ihrem Vater und dem Hof. Hier spricht er in Prosa:

Pack dich in ein Kloster! Zu den guten
Jungfern! Warum willst du eine Brüterin
von Sündern sein? Ich bin selber leidlich
ehrsam; und doch könnt ich mich solcher
Dinge bezichtigen, dass es besser wär,
meine Mutter hätte mich nicht geboren.
(III, 1, Bd. 2, S. 415)

Nur der moderne, machiavellistische
Claudius ahnt:

Auch was er sprach, das war zwar etwas
formlos,

Doch nicht wie Wahnsinn.

(III, 1, Bd. 2, S. 416)

Als Ophelia dann selbst richtig den Verstand verliert, spricht auch sie in Prosa, bzw. in Reimen, wenn sie sich auf alte Lieder besinnt.

Wichtig ist jedoch auch, dass das einfache Volk, die arbeitenden Menschen der späten Renaissance, in Prosa sprechen. In »Hamlet« betreten sie zweimal die Bühne in sowohl von Shakespeare als auch von Hamlet sehr ernst genommener Weise. Zunächst als fahrende Schauspielertruppe, das zweite Mal als Totengräber. Es ist bedeutsam, dass Hamlet auch hier mit dem Volk in Prosa spricht, um seine Verbundenheit mit ihm zum Ausdruck zu bringen. In beiden Situationen spielt Hamlet durchaus nicht jemanden, der von Sinnen ist. Er verhält sich zu diesen Menschen wie ein ebenbürtiger Partner im humanistischen Sinne, in dem er – von der Universität in Wittenberg kommend – gebildet ist. Das äußert sich eben auch auf dieser Ebene, in dieser Form. Fried passt sich dieser Situation und der Sprache sehr feinfühlig an.

Hier erläutert Hamlet dem ersten Schauspieler die Funktion effektiven Spiels und des Theaters:

Seid aber auch nicht zu zahm, sondern
lasst Euch von Eurem eigenen Urteil be-
lehren; paßt das Spiel dem Wort an, das
Wort dem Spiel, und habt besonders im
Auge, dass Ihr nicht die Mäßigung der
Natur überschreitet. Denn alles, was
so übertrieben wird, widerspricht dem
Zweck des Schauspiels, dessen Sinn es
von Anfang an bis heute war und ist,
der Natur sozusagen den Spiegel vorzu-
halten; der Tugend ihre eigenen Züge zu
zeigen, der Schande ihr eigenes Bild, und
einer jeden Phase und Form unserer Epo-
che ihre Gestalt und ihren Eindruck.
(III, 2, Bd. 2, S. 417)

Wie Shakespeare wählt Fried einen fassbaren, direkten Stil, der auch sehr gut sprech- und spielbar ist. Beide passen sich hier genau Hamlets Forderung an das Theater an.

Anders die Szene mit den Totengräbern, die voller geistreicher Wortspiele ist. Es ist bekannt, dass Fried große Freude an dieser englischen Tradition des »Punning« hatte. Das ist in der Übertragung nicht nur dieser Szene deutlich, auch Hamlet selbst macht sehr viel Gebrauch von Wortspielen, um seine Wahrheiten unterzujubeln und seinen Gegenspielern den festen Boden unter den Füßen zu entreißen. So verwendet Hamlet ein paarmal das Wortspiel (im Englischen ein Homophon) »sun« (Sonne)/»son« (Sohn) – hier in einer anzüglichen Bemerkung Polonius gegenüber, seine Tochter Ophelia betreffend:

Lasst sie nicht in die Sonne gehen: Emp-
fänglich sein ist ein Segen, aber da Eure
Tochter empfangen könnte, – Freund,
seht Euch vor! (II, 2, Bd. 2, S. 404)

Das Wort Sonne ist »Sohne« genügend ähnlich und kann auch von Schauspielern so interpretiert werden.

Die Totengräber in »Hamlet«

Doch zu den Totengräbern. Sie sind die einzigen, die sich in dieser Tragödie mit Ausnahme von Hamlet an Wortspielerei erfreuen, und zwar im humoristischen Alltagsaustausch, nicht, um nährisch zu erscheinen. Sehen wir uns ein Beispiel aus der Totengräberszene an, die das verdeutlicht.

Noch vor Erscheinen von Hamlet und Horatio beginnt der fünfte Akt mit den Totengräbern allein auf der Bühne. Es ist der erste Auftritt von arbeitenden Menschen als wichtigen, selbständig agierenden Figuren auf der Bühne des Welttheaters. Oft wird diese Szene als Klamauk abgetan. Natürlich setzt Shakespeare wie so oft Komik ein – man denke auch an seine vielen Narren –, um Wahrheiten auszusprechen. Doch die Totengräber unterhalten sich untereinander über Korruption in der Gesellschaft, die Gleichheit der Menschen und ihren eigenen Wert.

Erster Totengräber: Es gibt keine so alten
Edelleut' wie Gärtner, Erdarbeiter und
Totengräber: die führen Adams Waffen

Zweiter Totengräber: War der ein Edler,
der Waffen geführt hat?

Erster Totengräber: Er war der erste, der
je armiert war.

Zweiter Totengräber: Nein, Adam? Der
war doch nicht armiert?

Erster Totengräber: Was? Bist du ein
Heide? Wie verstehst du denn die Schrift?

Die Schrift sagt: Adam hat gegraben.
Hätt er graben können ohne Arme?

(V, 1, Bd. 2, S. 447)

Als Hamlet erscheint und den Totengräber anspricht, ergreift der Mann mit einem Wortspiel die Initiative in der doppeldeutigen Unterhaltung. Nicht Hamlet, sondern der Totengräber gibt den Ton an:

Hamlet: Wessen Grab ist das?
Erster Totengräber: Meins, Herr; –
(singt) ...

Hamlet: Ich glaub, es ist wirklich deins,

denn du liegst drin!

Erster Totengräber: Und Ihr lügt
draußen, Herr, und also ists nicht Eures.
Ich, für mein Teil, ich lüg nicht drin, und
doch ists meins.

Hamlet: Du lügst drin, weil du drin bist
und sagst, es ist deins. Es ist für die
Toten, nicht für die Lebendigen; also
lügst du.

(V, 1, Bd. 2, S. 449)

Genau hier flüstert Hamlet seinem Wittenberger Kommilitonen, Horatio, im Friedhof zu:

Wie genau der Kerl ist! Wir müssen nach
dem Kompass reden, denn eine Doppel-
deutigkeit, und um uns ists geschehen!
Herrgott, Horatio, schon seit Jahren merk
ich das: die Zeit ist so spitzfindig gewor-
den, dass des Bauern Zeh' dem Höfling
die Frostbeulen von den Fersen tritt.
(V, 1, Bd. 2, S. 449)

Deutlich wird hier auch die potentielle Instabilität, die Hamlet mit Wortspielerei verbindet. Das Doppeldenken, der doppelte Boden. Nichts ist so, wie es an der Oberfläche erscheint. Überdenkt man Hamlets Gedanken, dass des Bauern Zeh' dem Höfling die Frostbeulen von den Fersen tritt, so erscheint bereits in dieser Totengräberszene der Schatten der knappen fünfzig Jahre in der Zukunft liegenden englischen bürgerlichen Revolution, mit ihren ersten frühkommunistischen Kommunen der Levellers und Diggers. Fried vermittelt glänzend die Volkstümlichkeit der Sprache, die Kraft und die Intelligenz dieser Klasse.

»Der Kaufmann von Venedig«

Werfen wir noch einen Blick auf »Der Kaufmann von Venedig«. Bekannt ist, dass der Jude Shylock von den Christen Venedigs übers Ohr gehauen wird. Sie tun dies im Namen einer größeren Menschlichkeit, die sie für sich in Anspruch nehmen. Eine der in bürgerlichen Schulen bekanntesten Reden aus dem Stück ist die der Portia, die verkleidet als Richter auftritt.

Der Gnade Wesen ruht auf keinem
Zwang.

Sie fällt vom Himmel wie der sanfte
Regen

Zur Erde unter ihr, zweifach gesegnet.
Sie segnet ihn, der gibt, und ihn, der

Am mächtigsten im Mächtigsten:
nimmt;

Doch Gnade steht über der Macht des
Zepters.

Ihr Thron ist in der Könige Herz
errichtet,

In ihr wohnt Gottes Wesen selbst.
(IV, 1, Bd. 1, S. 483-4)

Es ist eine zutiefst ironische Rede, denn gleichwohl Venedigs Christen von Shylock Gnade fordern, wird er alles andere als diese durch ihre Hände, durch ihre Gerechtigkeit erfahren. Die Heuchelei der Venezianer mit vollen Bürgerrechten ist kaum zu überbieten, und dennoch wird

sie selten als solche erkannt. Zu selbstgefällig glaubt die weiße erste Welt sich in Portias Rede wahrhaft zu erkennen. Allein, Shakespeare unterwandert diese Scheinheiligkeit.

Shylock selbst hält den Christen und damit »ehrenhaften« Kaufleuten und Bürgern der Stadt den Spiegel vor. In einer in Kritik und Lehre kaum beachteten Rede sagt er, auf den sich neuerdings entfaltenden Sklavenhandel bezogen:

Ich fürcht kein Urteil, denn tu ich denn
Unrecht?

Ihr habt bei Euch viele gekaufte Sklaven,
Die Ihr wie Eure Maultiere, Hunde, Esel
Benutzt zu niedrigen und sklavischen
Diensten,

Weil Ihr sie kauftet. – Soll ich zu Euch
sagen

»Lasst sie jetzt frei – vermählt sie Euren
Erben.

Sie schwitzen unter Lasten! Lasst ihr Bett
doch

Weich sein wie Eures, labet ihren
Gaumen

Mit guten Happen!«? – Nun, Ihr werdet
sagen:

»Die Sklaven sind unser.«

(IV, 1, Bd. 1, S. 481-2)

Erich Fried, dessen Vater als Jude von den Nazis ermordet wurde, der selbst vor ihnen fliehen musste und nie dauerhaft in seine Heimat zurückkehrte, war selbstverständlich sehr empfindsam für Shylocks Schicksal und auch für seine Auflehnung gegen die Behauptung christlicher Überlegenheit. Fried wird in seiner Anteilnahme am Schicksal der Verdammten und Verfolgten in Shylocks Geschick den Leidensweg vieler gesehen haben. Und so schrieb er einen erschütternden, bitter ironischen Epilog zu »Der Kaufmann von Venedig« – aus der Sicht Lanzelots, des dümmlichen christlichen Dieners Shylocks, aber eigentlich aus seiner, Frieds, Sicht, vor dem Hintergrund seiner eigenen Biographie und der Erfahrung des verbrecherischen Zweiten Weltkrieges. Es kann hier leider nur ein Auszug zitiert werden:

Aber das größte Glück hat doch mein
ehemaliger Herr Shylock, der ehemalige
Jude: Nicht einmal verbrannt haben sie
ihn, sondern ihm sogar noch ein paar
Groschen von seinem Reichtum gelassen!

Und obendrein haben sie ihn bekehrt und
so seine unsterbliche Seele für die ewige
Seligkeit gerettet. Das ist doch mehr wert
als alles Geld, das sie ihm genommen
haben: jetzt müßte er nur noch sterben,
dann hätte er das beste Geschäft seines
Lebens gemacht. Ja, ja, manche muss
man zu ihrem Glück erst zwingen.
(Bd I, S. 497)

Dieser Epilog, wie auch das Werk Shakespeares, das durch Frieds Übersetzung dem modernen Publikum sehr zugänglich gemacht wird, hat nichts an Brisanz verloren. In ihrem Ziel der Errichtung eines Reiches der Menschlichkeit geben sich Shakespeare und Fried die Hand.

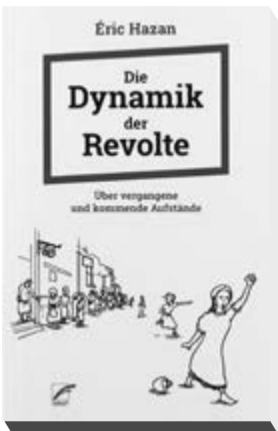
Erich Frieds Shakes-
peare-Übersetzungen
zitiert aus: Erich Fried/
Friedmar Apel: Shakes-
peare (3 Bände). Verlag
Zweitausendeins, Frank-
furt am Main 1995

Jenny Farrell ist promo-
vierte Anglistin und lebt
in Irland. Sie arbeitet
am Galway-Mayo Ins-
titute of Technology.
Auf deutsch erschien
»Shakespeares Tragö-
dien. Eine Einführung«
(Neue-Impulse-Verlag,
2016)

Uwe ■ Von Rattelschneck



Unter den Einsenderinnen und Einsendern des richtigen Lösungsworts bis Mittwoch, 28. April, an *junge Welt*, Torstr. 6, 10119 Berlin, oder per E-Mail an redaktion@jungewelt.de verlosen wir zweimal das Buch:



»Die Dynamik der Revolte. Über vergangene und kommende Aufstände« von Éric Hazan, erschienen im Unrast-Verlag.

Das Buch »Der Schutzengel« von Jérôme Leroy, ein Kriminalroman erschienen bei Edition Nautilus, haben gewonnen: Martina Paethke aus Rostock und Bernd Bettels aus Erfurt.

Teilnahmebedingungen:
Ihre Daten werden ausschließlich zur Bearbeitung der Verlosung genutzt. Sie werden nach einer Woche wieder gelöscht, die der Gewinner nach drei Monaten. Mit der Teilnahme erklären Sie sich im Falle eines Gewinnes mit der Veröffentlichung Ihres Namens und Wohnortes in der Tageszeitung *junge Welt* (Print- und Onlineausgabe) einverstanden. Bitte beachten Sie, dass Prämien nur verschickt werden können, wenn eine Postadresse angegeben ist. In Ausnahmefällen kann eine Prämie nicht mehr verfügbar sein. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Corona-Langzeit-erkrankung	ei-förmige Gebilde		Kinderhilfe-abteilung der UNO	Klein-kunst-bühne (franz.)	ein Halb-edelstein	deutsche Vorsilbe	eine Augen-krankheit	Bei Nazis beliebter nordisch. Gott	Hauptstadt des Libanons	französisch: nach		span. Provinz-hauptstadt			kasach. See	Männername	ein Schnellzug (Abk.)	tiefe Zuneigung	exklusive Liga europ. Topklubs
die Frau nebenan			Getränk vor dem Essen					Verbindung nach der Heirat							intelligent		28		
nicht verboten						Stadt auf Honshu (Japan)	Vorname des Malers Cranach												
äthiopische Getreidepflanze	Stricke, Taue	Halbgott der griechischen Sage						franz. Autorennstrecke	größte westfries. Insel									Wildpflege	
beständig																			
soziales Umfeld		Ski-langlaufspuren	Schließ-falte am Sehorgan																
Hotelhalle (engl.)																			
Klebstoff	Indian. Stammeszeichen	verhängnisvoll																	
nicht völlig																			
elektr. geladene Teilchen	juken, spaßen																		
deutsche Vorsilbe																			
geschäftig	insolvente ital. Airline	asphaltieren	fettig																
Sauerstoffaufnahme																			
Futterpflanze																			
Wettkampfvorbereitung																			
Haarschopf der Löwen	Fremdwortteil: doppelt	hervorragend																	
Speisenaroma	zittern																		

I G A S P A W B
 ZERO COVID MANTA BEMERKEN
 IRAN E SATELLIT B EHREN
 HT ALLERGIE L SEELE R W
 ALEN ULM S GLEIS O ELLA
 LOTTO H MENUE E ADAM OG
 ATS R SEHEN Y KLARINETTE
 RASER T MAER AAK RO N
 KRUG N STAENDER G MIMIK
 O H EDDA ONA I SOMIT RN
 FLAMBIEREN T ODEON R LEE
 LD INN U KANTE I COCO C
 DAIL S GRELL T FROH HIGH
 GT GENIE O KOPIERER LT
 ZEUGEN G STAU UNE MEDE
 INS H MAULESEL N EISZEIT
 KADI DAN B RILLE ROSE
 REALIST L HEXEN I TASSE
 SONST T ROYAL P B
 T P SERUM R FLAU
 EDAMER B STREICH
 EHER G GRAT ALK U
 IM AUSRUHEN S DR
 LINZ KIM P SHIRT
 FUGE E APNOE O
 VER RUESCHE FRAGE
 GRIMASSE FARMER

BUNDESNOTBREMSengesetz

Cooler Wampe ■ Von Maxi Wunder

Wareniki

Udo kocht. »Mädels, wie heißen nochmal die ukrainischen Pelmeni?« – »Die was?« – »Na, die gefüllten Teigtaschen... auf ukrainisch. Die mit der Specksoße!« – »Auf ukrainisch oder auf krimtatarisch?« blüdet Rossi.

Ich bin jedenfalls zufrieden mit Russland.« Roswitha hört Tschaiowski, erstes Klavierkonzert, und blättert genüsslich in »Krieg und Frieden«. »Zwar weiß ich nicht, wie die Russen heute komponieren und dichten, aber das hier gefällt mir schon mal.« Sie dreht lauter. »Diese Klanggröße, verstehst du, Maxi Maxiljowna, diese Weite in jedem Akkord, einfach herrlich!« brüllt sie gegen das elegante Getöse. – »Und diese Dicke!« ergänze ich lautstark und deute auf den 1.600-Seiten-Wälzer von Tolstoi. Ihr Le-sezeichen ist bei Seite elf. »Wie willst du das schaffen, Roswitha Wartenbergskaja?« – »Ach, sei nicht so kleinlich, Täubchen! Bestimmt gibt es ein russisches Sprichwort, das da lautet: »Ein gutes Buch ist wie der erste Kuss. Es soll niemals enden ...« Au, die hat's erwischt. Aber

das ist ja auch der Sinn eines russischen Kulturabends.
 Udo kocht. »Mädels, wie heißen nochmal die ukrainischen Pelmeni?« – »Die was?« – »Na, die gefüllten Teigtaschen... auf ukrainisch. Die mit der Specksoße!« – »Auf ukrainisch oder auf krimtatarisch?« blüdet Rossi. – »Auf was?« Egal. Das Essen heißt:
 Wareniki
 Für die Füllung 800 g Kartoffeln schälen, salzen und kochen. In der Zwischenzeit zwei mittelgroße Zwiebeln kleinhacken und in Butter oder Butterschmalz goldgelb anrösten. Wenn die Kartoffeln gar sind, abgießen und stampfen. Mit einem halben Becher Kräuterquark, den gerösteten Zwiebeln, Salz, Pfeffer und einem halben Bund kleingehackten Dill mischen. Auskühlen lassen.

Für den Teig 400 g Mehl, eine Prise Salz, ein Ei, 125 ml Wasser und einen EL Öl zu einem glatten Teig verarbeiten und ca. 30 Minuten bemehlt ruhen lassen. Auf einer mehlabgestäubten Arbeitsfläche den Teig mit einem Nudelholz dünn ausrollen und mit einem großen Wasserglas oder einer Teigtaschenform runde Scheiben ausstechen. Die ausgestochenen Teigscheiben mit jeweils etwa einem Esslöffel Kartoffelfüllung belegen, einen Halbmond falten und die Ränder fest zusammendrücken. Die Ränder vorher leicht mit Wasser bestreichen, damit sie besser zusammenkleben. Die rohen Teigtaschen in siedendem Salzwasser unter gelegentlichem Umrühren kochen, bis sie an der Oberfläche schwimmen. Mit dem Schaumlöffel herausnehmen und warm stellen. In einer Pfanne zwei gewürfelte

Zwiebeln und 100 g gewürfelten Speck in Butter braten und über die Wareniki verteilen. Wareniki schmecken wie alle Teigtaschen auch angebraten. Hierfür eine Teflonpfanne mit viel Fett verwenden.
 Dazu eine Runde Horilka. Der Name des Schnapses kommt von dem ukrainischen Wort für »brennen« und verdient ihn auch. »Maxi Maxiliewna, warum zieren Sie sich?« Udo Iwanowitsch schaut mich aufmunternd an. »Stoßen Sie schon mit uns an. Sa wasche sdorowje!« Die Russifizierung unserer Namen ist albern, gehört aber zum korrekten Ablauf eines Kulturabends. Ich weiß, dass ich den Fusel nicht runterkriege, und wehre mich mit einem echten russischen Sprichwort: »Nein danke. Erstens trinke ich nie Wein. Zweitens ist heute kein Tag zum Trinken. Und drittens habe ich schon drei Gläschen gekippt.«